mit einem anderen Manne entlief. Die Scheidung war kaum ausgesprochen, als der edle Lord, dessen ganzes Vermögen damals in baren zwei Dollar bestanden haben soll, die Millionenerbin von Mayfair kennen lernte. Er wußte die ihm dargebotene Chance so gut zu nutzen, daß Leonore schon nach drei Wochen einwilligte, Lady Douglas zu werden. Das Paar lebte zunächst in schönster Eintracht, und spielte in der Londoner Gesellschaft eine große Rolle.

Bald mußte die junge Frau indessen die Erfahrung machen, daß ihr Mann sie betrog. Sie war zwar auch blond, aber der edle Lord gab dem Satze „Blondinen bevorzugt!" doch eine zu weitgehende Auslegung. Sie verzieh ihm einige Male; da er sich aber als unverbesserlich erwies, beantragte sie die Scheidung. In solchen Fällen hatte sich bei englischen Kavalieren der Brauch herausgebildet, daß der Ehemann mit einer entgegenkommenden „Dame", die er als seine Frau ausgibt, in ein Hotel geht und seiner Gattin die quittierte Zimmerrechnung schickt, auf Grund deren dann die Scheidung ohne weiteres ausgesprochen wird. Lord Douglas folgte diesem Brauch wenigstens teilweise betrachtete aber das Bezahlen der Hotelrechnung als höchst überflüssige Formalität und begnügte sich damit, seiner Frau die unerledigte Rechnung zustellen zu lassen. Die Lady zahlte und die Scheidung wurde auf Grund des Dokuments alsbald ausgesprochen.

Noch während der Scheidungsklage hatte ein türkischer Prinz Burhan-ed-din tiefen Eindruck auf die Petrogene gemacht. Die Bekanntschaft wurde im Spielsaal von Monte Carlo geschlossen, wo der Prinz gerade seinen letzten Tausendfrankenschein verloren hatte. Lady Douglas war glücklich, ihm mit 20 000 Franken aus der Verlegenheit helfen zu können. Diese Menschenfreundlichkeit verhalf ihr zu ihrem dritten Gatten, denn kaum war die Scheidung ausgesprochen, so führte der Prinz sie heim. Die Hochzeit erfolgte auf Wunsch des Prinzen nach mohammedanischem Ritus. Die frischgebackene Prinzessin kaufte ihrem Prinzgemahl einen der prächtigen alten Paläste in Wien, wo das Paar seinen Honigmond verlebte.

Doch das Glück dauerte auch dieses Mal nicht lange. Kaum ein halbes Jahr war verflossen, als der Prinz ihr bewies, wie orientalische Fürsten ihre Frauen zu behandeln pflegen. Als sie sich dagegen auflehnte, wurde ihr klar gemacht, daß sie nach mohammedanischer Anschauung auch nicht die geringsten Ansprüche machen könne und daß es jederzeit in seinem Belieben stände, sie durch eine einfache Erklärung zu verstoßen. Es dauerte auch nicht lange, so war der Prinz seiner Gattin überdrüssig geworden, und er erklärte ihr eines schönen Tages rund heraus, sie könne gehen, er wolle nichts mehr von ihr wissen. So sah sich die Prinzessin aus dem von ihrem Gelde gekauften Wiener Palast einfach an die Luft gesetzt. Es gelang ihr aber, den weitaus größten Teil ihres Vermögens zu retten.

Sie wurde schnell getröstet. In Paris lernte sie den elegantesten Mann der Lichtstadt kennen, den Grafen Fernand Bertier de Sauvigny und verliebte sich in seine blassen, interessanten Züge und seine schlanke Gestalt wie zahllose Frauen vor ihr. Seine Ahnen hatten einst in den Kreuzzügen gefochten, später allerdings nicht viel anderes getan als schönen Frauen den Hof zu machen. Seine nahe Verwandtschaft mit dem Herzog von Guise, dem französischen Kronprätendenten, ließ die Persönlichkeit in besonders romantischem Licht erscheinen. Der Kavalier hatte kaum Erfahrung gebracht, daß die Lady immer noch über ein Vermögen von anderthalb Millionen verfüge, als er nicht zögerte, sich um ihre Hand zu bewerben. Er erhielt auch ohne Zögern das Jawort. Am 30. November 1927 fand in London die Trauung statt. Das Paar siedelte in Leonores Palast an den Champs Elysees über und verlebte dort die Flitterwochen.

Sie nahmen ein schnelles Ende, denn sie währten nur zwanzig Stunden, ja eigentlich nur eine einzige Stunde. Wie die Gräfin in dem alsbald anhängig gemachten Scheidungsprozeß vorbrachte, hatte sie bereits nach 56 Minuten entdeckt, daß ihr Mann Kokain nahm, worauf sie ihn am anderen Tage verließ. Am Ausgang des Prozesses war kein Zweifel, aber vorher wartete der oft Geschiedenen noch eine besondere Ueberraschung. Der Herr Graf erhob nämlich Anspruch auf das halbe Vermögen seiner Frau, rund 20 Millionen Dollars, unter Berufung auf eine Bestimmung im französischen Eherecht, die dem Gatten das halbe Vermögen der Frau zuspricht, wenn im Ehevertrag nichts anderes bestimmt ist. Also für zwanzig Stunden Flitterwochen verlangte der edle Graf ebenso viele Dollars, und dabei war er unter dem Einfluß des Kokains fast die ganze Zeit über bewußtlos gewesen! Ein Ehevertrag lag nun zwar nicht vor, aber die Anwälte der Klägerin konnten nachweisen, daß ihre Mandantin den Abschluß eines derartigen Vertrages verlangt, der Graf aber ritterlicherweise erklärt habe, er trachte nicht nach dem Vermögen seiner Frau und wegen solcher „Nichtigkeiten" sollten nie irgend welche Unstimmigkeiten zwischen ihnen entstehen. Daraufhin wurde der Anspruch abgewiesen. Lady Douglas ist nun wieder in der Lage, über ihre Hand und ihr Vermögen zu verfügen, und man darf gespannt sein, wer der nächste Glückliche ist, dem sie beides zuwenden wird.

—⊙—

Mutter

Die Kerzen brannten in der kargen Kammer.
Um deine Züge glomm schon ein Verklären.
Aufschluchzend ging durchs Haus um dich der Jammer,
Und halb ersticktes, heißes Aufbegehren
Als ich den Frieden deiner Stille sah
Versiegten mir die Zähren.
Ich wußte plötzlich, was geschah:
Du bist nicht tot, du bist mir immer nah,
Und dieses Nahsein wird uns ewig währen,
Denn Muttersein ist ewiges Gebären.
Und als die Gruft sich über dir verschloß,
War mir die Furcht vor jedem Tod benommen
Denn Muttersterben ist ein Wiederkommen.
Und wenn mir einst das Erdenleid verglommen
Erwartet mich dein Schoß
Und weltengroß
Dein mütterlich Erbarmen,
Du hegst mich drüben wieder voll Erwarmen
Wie einst als Kind auf deinen Mutterarmen.

Fr. Schrönghamer-Heimdahl.

Wie man Silbersachen aufbewahrt

Silber ist sehr empfindlich und nicht zu jedem Gegenstand hat man die entsprechenden Kästen geschweige einen Silberschrank für das gesamte Tischgerät. Einen Ersatz bilden praktische Hüllen aus Barchent oder besser noch aus Flanell. Das neue Daheim (64. Jahrg., Nr. 53) beschreibt ihre Anfertigung: „Man beachte, daß man niemals weißen Flanell nehmen darf, da dieser mit Schwefel gebleicht ist und der Schwefel selbst in solchen geringen Mengen, das Silber schwarz anlaufen läßt. Hellblau oder rosa kann unbesorgt genommen werden. Darum findet man auch bei den Goldschmieden in den Kästchen stets farbige Watte. Will man ein Etui für zwölf Messer oder Gabeln arbeiten, so braucht man einen Streifen von 70 cm Länge und 30 cm Breite. Darauf wird an jeder Längseite je ein Streifen angesteppt, der ebenso lang aber nur 14 cm breit ist. Ein weiterer Streifen von gleicher Länge und wieder 30 cm Breite muß an einer Längsseite mitgefaßt werden. Ehe man nun die Teile aneinander bringt, säumt oder umstrickt man die beiden schmalen und den zweiten breiten Streifen mit einer hübschen Farbe, z. B. mattgelb. Nun werden die Teile an den Längsseiten verbunden und für jede Gabel, bezw. Messer ein Abteil genäht. Von 5 zu 5 cm steppt man die schmalen Teile auf dem ersten breiten auf, wodurch Taschen entstehen, die jeweils ein Gerät aufnehmen können, und zwar steckt man immer die Griffe und die Schneiden an je einer Seite an. Die zweite Seite ist so gesteppt, daß der Steppstich immer auf der Mitte der anderseitigen Tasche liegt. Ist nun so das Etui gefüllt, so lege man das Schutzstück darüber und wickelt alles zu. Am Ende werden noch zwei Bänder angebracht um diese Hülle zuzubinden. — Je nach dem Umfang des Silbervorrats arbeitet man sich eine Reihe solcher Taschen. Nun kann das Silber keine Schrammen mehr bekommen, und die Hüllen ermöglichen einen leichten Ueberblick."

—⊙—

Küche der Hausfrau

Buchteln mit Obst- oder Vanilletunke. 1 Pfund Mehl, 150 Gramm Butter oder Margarine, 4 Eidotter, 20 Gramm Hefe, 1—2 Eßlöffel Zucker, etwas Salz und so viel Milch, daß ein zarter Teig wird. Ist er gut gegangen wird er etwa fingerdick ausgerollt und kleine Krapfen (Pfannkuchen) ausgestochen. Diese kommen in eine ausgestrichene Auflauf- oder Springform möglichst dicht nebeneinander. Man setzt sie dann übereinander. Die oberste Lage wird mit Butter bestrichen. Die 1. halbe Stunde werden sie zugedeckt gebacken, dann offen, so lange, bis sie eine schöne Farbe angenommen haben. Zuletzt werden sie mit Zucker bestreut und warm gegessen. — Vorzüglich schmeckt es, wenn man irgendeine Obstart ohne den Saft möglichst warm zuerst in die ausgestrichene Form legt; die Krapfen dicht nebeneinander darauf, dann das Ganze wie oben backt und den verdickten Saft der Früchte dazu gibt.

Leberklöße mit Sauerkraut. 2 größere Wassersemmeln schneidet man in Scheiben, gießt Wasser oder Milch darüber (etwa 1 Tasse) und läßt diese eingeweichten Semmeln 1 Stunde lang stehen. Dann drückt man sie fest aus. Indessen röstet man etwas Semmeln in Schweinefett oder Butter mit geschnittenen Zwiebeln und schüttet sie zu der geweichten Semmel; wiegt 50 Gramm Nierenfett mit ½ Pfund Kalbsleber, aus der man die Sehnen entfernt hatte und gibt sie mit 1—2 Eiern hinzu. — Man würzt mit Salz, Pfeffer, Petersilie, etwas Majoran, gibt das nötige Mehl hinzu, formt Klöße und kocht dieselben in stark kochendem Salzwasser, bis sie nach oben kommen. Dazu reicht man Sauerkraut.

Jägerkohl, 6 Personen. Bereitungsdauer 3 Stunden. Je 1 Kopf Rot- oder Weißkohl werden gehobelt, gebrüht und zum dämpfen in folgende Tunke gegeben: 175 bis 200 Gramm fetter, feinwürfliger geschnittener Speck wird hellbraun gebraten, die Grieben herausgenommen, in dem flüssigen Fett 3 Löffel Mehl braun geröstet. Dazu fügt man einige Löffel Wasser, etwas guten Essig und braunen Zucker oder Syrup, läßt alles zusammen recht glatt verkochen und tut die Speckwürfel und den Kohl wieder hinein. Wenn der Kohl weich genug ist, schmeckt man das Gericht mit Salz und Pfeffer ab, gibt nach Belieben noch einen Löffel Essig dazu, würzt mit 1 Teelöffel Maggi und gibt das Gemüse zu Bratwurst. Es darf nicht viel Brühe haben, sondern muß kurz eingekocht sein.

Kalbröllchen mit Maccaroni. Kalbfleisch aus der Keule wird in Streifen geschnitten, gesalzen und geklopft. Zwiebel werden klein geschnitten, darauf gestreut und lange Speckstreifen evtl. Sardellen mit eingerollt und zugebunden. Die Röllchen werden in brauner Butter in geschlossenem Topf langsam weich geschmort. Wenn es nötig ist, gibt man etwas kochendes Wasser hinzu. Dazu reicht man Maccaroni.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Gleich und gleich gesellt sich nicht gern.

Das jugoslawische Parlament wird demnächst über eine gar eigenartige Gesetzesvorlage zu entscheiden haben: man will es den staatlichen Lehrern und Lehrerinnen untersagen, Ehen mit Angehörigen anderer Berufe einzugehen. Die Lehrkräfte sollen also ihren Ehepartner aus den Reihen der Kollegenschaft aussuchen oder aber unverheiratet bleiben. Diesen noch kaum dagewesenen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht begründet die Regierung damit, daß die Lehrer und Lehrerinnen häufig Mißheiraten schließen und auf diese Weise das Ansehen des Standes schädigen. Man stelle sich eine staatliche Lehrerin als Gattin eines reichen Fleischermeisters oder einen Professor als Ehemann einer reichen Wirtshausbesitzerin vor: entsetzlich! Merkwürdigerweise nimmt die jugoslawische Lehrerschaft gegen die geplante Knebelung ihrer Herzensangelegenheiten energisch Stellung und weist darauf hin, daß man die zahlreichen Mißheiraten durch eine — Aufbesserung der Gehälter bekämpfen sollte.

Ein achtzigjährige Schlafwandlerin.

Ein eigenartiger Fall von Schlafwandeln wird aus dem holländischen Orte Winkeveen berichtet. Eine achtzigjährige Frau stieg des Nachts aus dem Bette, kleidete sich vollständig an und begab sich ins Freie. Sie watete in einem vor dem Hause befindlichen Wasserlauf zu einem Boot, in dem sie zum andern Ufer fuhr. Hier verließ sie das Boot, begab sich zu einer nahen Bank und legte alle ihre Kleider ab, worauf sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, wieder ins Haus zurückkehrte, ohne daß die übrigen Hausbewohner das Geringste bemerkt hätten. Am nächsten Morgen lag sie friedlich schlummernd in ihrem Bette, und nur dadurch, daß ihre Angehörigen die Kleider der Alten auf der Bank an der andern Seite des Flußlaufs fanden, kam man auf die Spur dieses nächtlichen Ausfluges.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 40 — Altena, den 2. Oktober — 1928

Fräulein oder Frau?

Ernste Betrachtung einer Zeitgenossin.

Die Begriffe „Frau", „Fräulein" und „Herr" haben im Laufe der Jahrhunderte einen gewaltigen Bedeutungswandel erlitten. Sie bezeichnen heute nicht mehr einen bestimmten Stand eine bestimmte Klasse wie ehedem, sondern sind zur allgemeinen Anrede für die Vertreter einer jeden Volksschicht geworden. Früher war der „Herr" — im Gegensatz zum Knecht — der Gebieter, die „Frau" die Gebieterin oder Herrin — im Gegensatz zur Magd, woraus sich das Wort „Mädchen" ableitete, das „Fräulein" die unverehelichte Herrin. Auch heute bezieht sich der Unterschied in der Anredeform des weiblichen Geschlechts lediglich auf seine Stellung zum anderen Geschlecht. Es gibt eine große Anzahl von Frauen, die das heute als Kränkung empfinden; die Frauen fühlen sich ja als selbständige Wesen und wollen als eigene Menschen nicht mehr als Anhängsel, Beigabe oder „Geschöpfe der Männer" betrachtet sein. Dagegen gibt es für das starke Geschlecht nur noch eine einzige Anrede. Schon vor Jahrhunderten wurde mit der Bezeichnung „Junker" — entstanden aus „Jung-Herr" — aufgeräumt. Zum Nachteil der Weiblichkeit? — Wir wollen uns nicht darüber hinwegtäuschen — die unverheiratete Frau genießt in weiten Kreisen noch nicht das Ansehen, das der verehelichten entgegengebracht wird. Warum? Weil ihr der Schutz des Mannes fehlt? Wohl sind unsere Frauen heute nicht mehr dieselben, die sie vor 100 Jahren waren, vielmehr haben sie sich zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit durchgerungen. Aber, ob sie noch so energisch und tüchtig sind — wie oft noch wird man, wenn nicht der Ehemann hinter ihnen steht, mit seinem Ansehen, seiner sozialen Stellung, seinem Gelde oder seinem Namen, — immer wieder versuchen, die armen Frauen zu beeinflussen oder zu übervorteilen; liegen doch in der Natur des Weibes Weichheit, Nachgiebigkeit, eine gewisse Zaghaftigkeit und Wankelmütigkeit — Verzeihung meine Damen, aber es ist so! — schon begründet. Mit einem Wort: Man hat der Frau X. gegenüber allenthalben mehr Respekt als gegenüber dem „Fräulein" Y. Es sei denn, das Fräulein Y. eine hervorragende gesellschaftliche Stellung aus irgend welcher Gründen einnimmt. Warum also jedem gleich sagen: „Ach bin Fräulein Soundso — ich genieße nicht den Schutz eines Gatten?"

Ein anderer Gesichtspunkt: die Silbe „lein" bezeichnet im deutschen Sprachgebrauch stets das Diminutiv; also etwas Verkleinertes, Unreifes, Unfertiges. — Mit welchem Rechte also hat eine junge Ehefrau von beispielsweise 18 oder 20 Jahren Anspruch auf die Bezeichnung der Reife und Fertigkeit, während eine Dame in den vierziger oder fünfziger Jahren sich mit der Verkleinerungsform begnügen soll, die im Grunde doch etwas Herablassendes an sich haben kann — nur weil sie nicht verheiratet ist?

Wie oft hört man von dieser oder jener sagen, sie habe nur geheiratet, um Frau zu sein. Gewiß kein Lob, das man ihr damit ausstellt! Dennoch: gleiche Titulation für alle erwachsenen Frauen! Das Ansehen, das wir genießen, hebt das Selbstbewußtsein, stärkt die Arbeitsfreudigkeit. Und daß die Anrede „Frau" respektgebietender ist als die Benennung „Fräulein" erhellt schon daraus, daß Frauen, die auf einem bevorzugten Posten stehen, bereits seit längerer Zeit „Frau" genannt werden oder sich Frau nennen lassen. Geradezu schlecht klingen die Anreden „Fräulein Oberin", „Fräulein Direktor", „Fräulein Abgeordnete" usw. — Es sei aber erwähnt, daß die Bewegung für einheitliche Benennung der weiblichen Geschlechtsgenossinnen schon dahin geführt hat, daß behördlicherseits die Anregung an die Lehrerinnen erging, die Anrede „Frau" durchweg einzuführen.

Herbst

Es streift ein kühler Wind
Durch stille Wälder schon.
Und alle Täler sind
Erfüllt von dunklem Ton.

Bald steigt die Nebelfrau
Aus tiefem Schacht empor.
Verhüllt die grüne Au
Und schließt das Sonnentor.

Und leise Trauer schwebt
In manche Lebenslust.
Und mit der Sehnsucht lebt
Ein Leid in deiner Brust.

Franz Cingia.

„Aber es ist doch nun mal Sprachgebrauch — ist das so schlimm?" höre ich Manche einwenden. Dann räumt doch auf mit einer Sitte die nicht mehr in die heutige Zeit paßt. Oder zumindest stellt sie auf den heutigen Geist, die heutige „Freiheit" ein. Für viele ernst schaffende, schöpferische und reifere Frauen wäre das sicher eine willkommene Lebens- und Berufserleichterung. Im übrigen aber: Wer sich nicht mit der Neuerung befreunden kann, der möge es nach wie vor freistehen, „sich Frau" oder „Fräulein" zu nennen.

Doris Holdt.

—⊙—

Wer eignet sich zur Haushälterin in frauenlosem Haushalt?

Von E. Heidrich.

Wo ein herbes Geschick die Hausfrau und Mutter durch Krankheit, Scheidung oder Tod ihrem Pflichtenkreis entrissen hat, gerät der Haushalt meistens in Durcheinander. Ueber Haus, Küche und Kinderstube kommt eine Unsicherheit, selbst in Häusern, wo geschulte Dienstboten vorhanden sind. Es fehlt das, was die Basis der Ordnung gewesen ist — die Organisation.

Ueberall finden wir heute weitgehendste Berufsausbildungsmöglichkeiten, weil wir jeden Beruf vom rein nüchternen, sachlich praktischen Standpunkt betrachten — wie aber steht es mit demjenigen einer Haushälterin?

Alle Koch-, Näh-, Haushaltungs- und andere Schulen können die hierzu nötige Ausbildung nicht geben, weil der Beruf an sich eine besondere Eignung als wesentlich voraussetzt. Es gibt keine Norm der Eignung und Ausbildung, denn die verschiedenartigsten Kategorien und Bildungsgrade fallen unter den Begriff Haushälterin. Der bessere Arbeiter, Werkmeister, der kleine Handwerker oder Geschäftsmann braucht eine ganz andere Haushälterin als der gebildete oder reiche Mann. Außerdem sind die Grenzen gerade hier sehr dehnbare mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Geschäfts- oder Familienhaushalte.

Es ist wohl die Annahme berechtigt, daß jede Frau, die im Besitz wirklicher Hausfraueneigenschaften ist und Erfahrung in selbständiger Haushaltsführung hat (das sind längst nicht alle Frauen), in erster Linie für den Beruf in Frage kommt. In den Haushalt mit Kindern sollte sich nur melden, wer kinderlieb und den Umgang sowie die Pflege von Kindern gewohnt ist. Gutes Kochen und tadelloses Instandhalten der Zimmer bedeutet an sich noch kein Talent zur Haushälterin, sondern sind Eigenschaften, die manche Hausangestellte von primitivster Bildung ebenfalls besitzt.

Die Haushälterin jedoch muß sich in die Psyche des in Frage kommenden Haushalts einfühlen und einleben können. Ohne diese Voraussetzung erübrigt sich jeder Versuch als nutzlos. Die rechte Haushälterin wird das Opfer ihrer Individualität, wo sie es für zweckmäßig erachtet ebenso selbstverständlich bringen, wie die Hausfrau. Das bedeutet durchaus kein Aufgeben des Ich, kein Verkleinern der Persönlichkeit, sondern ein Hineinwachsen in die neue Pflicht, die wir bei jedem Beruf finden.

Waltet die Haushälterin in einem finanziell beschränkten Haushalt als Alleinarbeiterin, so bietet ihre Arbeit volle Selbständigkeit bis auf die finanzielle Seite, die stets im Einverständnis mit dem Einkommen geregelt werden muß, was jede vernünftige Haushälterin als selbstverständlich erachtet. Untersteht ihr Personal, muß sie durch Können und Auftreten sich Autorität, Gehorsam und Zuneigung erwerben. Das ist freilich für die Haushälterin viel schwerer als für die Hausfrau.

Auch bei Kindern ist es für die Haushälterin nicht immer leicht, ihre Stellung zu wahren oder besser, sich eine Stellung zu erobern. So hat sie es im Anfang oft genug sehr schwer und muß einen stillen Kampf gegen den passiven Widerstand mehrerer Seiten führen und um Vertrauen kämpfen. Das geschieht auch nicht zuletzt dem Brotherrn gegenüber, besonders in finanzieller Hinsicht. Das Hauswirtschaften an sich ist eine reine Vertrauenssache, und es gehört für die fremde Frau Takt und klare Uebersicht über die jeweilige Haushaltlage, resp. Einkommensfrage dazu, um das gebotene Maß gesunder Sparsamkeit einzuhalten, ohne die gesetzten Erwartungen zu enttäuschen und der Eigenart des Haushalts Abbruch zu tun. Hier muß die gute Haushälterin beweisen, daß sie volkswirtschaftlich denkt. Sie muß ihre Einnahmen und Ausgaben richtig buchen, wobei ihr erlernte Buchführung willkommen sein wird. Denn nur so wird sie Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht halten und zu jeder Zeit ihre Handlungen voll und ganz verantworten können. Der Mann denkt in Geldangelegenheiten meist anders als die Frau, deshalb sorge die Frau in der Beziehung für peinliche Genauigkeit. Das ist die Basis, sich das Vertrauen zu erringen. Nur durch Ausschaltung jedes Mißtrauens wird das Verhältnis aus der Zwischenstellung einer unpersönlichen Angestellten zu einem persönlichen; darauf aber kommt es zur gegenseitigen Zufriedenheit an.

Die wirkliche Haushälterin muß stark fraulich-mütterliche Anlagen mitbringen und stets hilfsbereit sein, wo es nottut. Selbstverständlich sind ihr dabei durch die notwendige Selbsterhaltung ihrer Kräfte immerhin andere Grenzen gezogen, wie der Hausfrau, die ja durch den Ehemann versorgt ist.

Wie gesagt, es gibt keine bestimmte Ausbildung oder Vorbildung für den Beruf gemeinhin, sondern jeder Haushalt ist ein eigenes Ding für sich und benötigt darum eine entsprechende Eigenart der führenden Persönlichkeit. Sicherlich wird die gewesene Hausfrau, die Witwe, oder mütterlich-fraulich veranlagte Frau ohne Eigenheim, der ein Sorgen um andere Bedürfnis ist, gern eine derartige Stelle einnehmen. Doch heißt es, Ansprüche des Gesuchten und Gefundenen vor Annahme kühl nüchtern gegeneinander abzuwägen; bei der engen Berührung des häuslichen Gemeinschaftslebens ergeben sich naturgemäß hier viel leichter Reibungsflächen als in jedem andern Beruf. So bedenke jede Frau, daß eine gewisse Uebereinstimmung der Bildung und Lebensanschauungen Voraussetzung jeder befriedigenden, harmonischen Tätigkeit ist.

—⊙—

Beate und Viktoria

Skizze von Oskar Gluth

Alle Freunde wußten, in welch ungetrübter, harmonischer Ehe Frau Beate und ihr Mann lebten, der geistvolle, in verhältnismäßig jungen Jahren über Deutschlands Grenzen hinaus zu Ansehen gelangte dramatische Dichter Wolfgang K. Die beiden Gatten ergänzten sich in ihrem Charakter und ihrem Temperament auf das Glücklichste; denn er war ein Mann von lebhafter, leidenschaftlicher Art, der alle großen Fragen der Zeit als persönlichste Angelegenheit nahm, schönheitsdurstig, leicht begeistert, aber auch rasch ernüchtert; Beate dagegen war bezaubernd in ihrem köstlich besonnenen, mütterlichen Wesen und ihrer immer wachen Güte.

Einmal jedoch, — es war in der Zeit, da Wolfgangs neues romantisches Versluftspiel „Die blaue Insel" im Staatstheater einstudiert wurde — mußte Beate ernstlich um den Bestand ihres Glückes bangen. Die Rivalin war zu fürchten: die schöne Viktoria, welche die tragende Rolle der Prinzessin in dem neuen Stück spielte. Von ihr begeistert kam Wolfgang nach der ersten Probe nach Hause und konnte Beate gegenüber nicht genug preisen, wie wundervoll sich Viktoria für die schwierige Rolle eignete. Auch nach den nächsten Proben mußte Beate mit lächelnder Geduld einen Hymnus des entzückten Dichters auf die göttliche Viktoria und ihre ungemeinen Vorzüge, ihre vergeistigte Schö...., ihre beispiellose Hingabe an die Dichtung anhören. Dann wurde Wolfgang allmählich schweigsamer, er kam zerstreut aus den Proben, obwohl diese ihn weiterhin sehr zu befriedigen und mit der Hoffnung auf einen großen Erfolg des Werkes zu erfüllen schienen. Lieber „seine Viktoria", wie er sie in fröhlichem Ueberschwang vor seiner Frau in den ersten Tagen genannt, schwieg er sich mehr und mehr aus, er berührte ihre künstlerische Leistung höchstens mit ein paar zurückhaltend anerkennenden Worten, und Beate spürte doch schmerzhaft, daß Wolfgang, wenn er aus der Probe kam, noch ganz erfüllt war von jener Frau.

Sie fühlte sich im Innersten verletzt. Aber mit keinem unguten Wort zielte Beate gegen die Rivalin. Mutig verbarg sie vor Wolfgang, wie sehr sie litt. Ja, als die Uraufführung des neuen Stückes nahe rückte, bewog sie ihn sogar, im Anschluß an die entscheidende Vorstellung, die nur mit einem Sieg für Wolfgang enden durfte, eine schlichte Feier im eigenen schönen Heim zu rüsten und dazu natürlich auch Viktoria zu laden, gebühre es dieser doch, dann als Königin an der Tafel zu präsidieren. Vergebens wehrte sich Wolfgang gegen etwas schier Unmögliches.

Der große Abend brachte einen rauschenden Erfolg für den Dichter und für die schöne Viktoria. Immer wieder mußten sie zuletzt Hand in Hand an die Rampe treten, um dem begeisterten Publikum zu danken. Niemand achtete auf Beate, die im Hintergrund ihrer Loge stand und den Blick nicht von den beiden strahlenden Menschen auf der Bühne abwenden konnte.

Dann kam der Augenblick, da Viktoria, wie eine Fürstin von Wolfgang geleitet, an der Spitze eines huldigenden Gefolges laut und übermütig das stille, vornehme Haus betrat, das Beate mit sicherem Geschmack zum schlichten Fest geschmückt. Zum ersten Male standen sich die beiden Frauen Auge in Auge gegenüber. Viktoria in einem blendenden, in dieser Umgebung gewagt erscheinenden Silberstoffkleid, raffiniert geschminkt und um eine Schwebung zu bühnenfischer, Beate in einem mattleuchtenden Blau, das ihre edle Gestalt noch größer, fast feierlich erscheinen ließ, das bleiche, regelmäßige Gesicht von den wundervollen dunklen Augen erhellt, deren Blick prüfend auf die schöne Schauspielerin gerichtet war.

Wie gebannt hing Wolfgang an Beates Gesicht. Er allein, der in Beates Mienen, ihrem seelischen Widerspiel zu lesen wußte, bemerkte wie einen ganz kurzen Augenblick etwas wie Spott in ihrem beherrschten Gesicht aufzuckte und daß Beate, wie von etwas Unschönem peinlich berührt, ein wenig mit dem Kopf zurückwich — es verlieh ihr einen unnachahmlich stolzen Ausdruck. Plötzlich stieg ihm das Blut zu Kopf, es war ihm, als gelte der Spott, je der Abscheu Beatens auch ihm. Ueberstürzt griff er in die scheinbar unbefangene Unterhaltung der beiden Frauen ein. Seltsam, mit einem Male erschien ihm das fabelhafte Kleid Viktorias, das er selbst vor wenigen Minuten noch begeistert gerühmt, wie ein Kulissenreißer, und es ärgerte ihn, daß sein Haus, bisher immer im Dienste hohen und reinen deutschen Geistes stehend, sich mit dem dumpfen, schwülen Pariser Parfüm erfüllte, das Viktoria hereintrugen. Aber war sie nicht schön wie ein Wunder? Sah Beate das nicht? Zorn keimte in ihm gegen beide Frauen. Er fühlte, daß sie ihn heute zur Wahl zwingen wollten: Beate — und dichten will." —

oder Viktoria. Ein Abgrund trennte sie. Er konnte nicht zwischen beiden stehen.

Merkten die übrigen nicht, wie die Atmosphäre um diese drei Menschen mit Spannung geladen war? Sie feierten das Fest, blind und unbekümmert. Sie rühmten den Dichter und — fast noch überschwänglicher — die schöne Viktoria. Mit gequältem Lächeln erwiderte Wolfgang die Reden, die seinen neuen Sieg priesen. Ihm war, als hörte er das Gebälk zu seinen Häupten drohend knistern. Beate sah, wie Viktoria triumphierend, ihrer Macht gewiß, ihm mit lockendem Lachen zutrank und wie er den Blick von dieser Frau nicht wenden konnte, die ihre Schönheit wie eine Bacchantin in den Kampf um den Mann warf. Beate fühlte, daß es mit ihrer Kraft zu Ende ging und daß ihr jetzt die Tränen verräterisch in die starren, brennenden Augen treten würden. Doch da begegnete sie dem Blick der andern — und sie lächelte.

Dieses Lächeln, das alle, selbst Viktorien täuschte, traf Wolfgang wie ein Schrei unerträglicher Qual. Es kam über ihn wie ein erschütterndes Wunder. Das Martyrium einer Liebe ohne Grenzen las er aus diesem Lächeln, das ihn schuldig sprach und zugleich zutiefst beglückte. Er hörte nicht, was Viktoria fragte, hörte nicht das leicht trunkene Lachen der andern, das dieser Frage folgte. Abgeschlossen gegen alle Welt suchte er nur Beate, ihren Blick, und hob grüßend, verheißend — und bittend das Glas. Und er sah, wie sich ein rote Blutstrom vom Herzen in ihr bleiches Gesicht ergoß und wie sich das Lächeln der Qual wieder durch ein himmlisches Wunder in ein Bekenntnis reisten Glückes wandelte.

Herrisch riß ihn Viktoria aus der stummen Zwiesprache mit Beate. „Sie blieben mir die Antwort schuldig, Wolfgang. Was muß die Frau — die Frau schlechthin — dem Dichter sein? fragte ich. Ich sage: Flamme, die ihn brennt, ferne Verheißung, die ihn lockt, ihn nach sich zieht in alle Höhen und Tiefen."

Still wurde es am Tisch. In dieser Stille lachte Beate, ja, sie lachte, leise und glücklich wie eine Mutter über einen törichten Streich ihres liebsten Sohnes lacht. „Aber seine Frau, liebe Viktoria, ich fürchte, die muß damit zufrieden sein, ihm lächelnd die Tür zu öffnen, wenn er von all dem Kreuz und Quer durch jene Höhen und Tiefen müde zurückfindet — und dichten will."

Frauenarbeit und Volksgesundheit

Auf der in Dresden stattgefundenen Jahreshauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene machte Professor Dr. Thiele-Dresden beachtenswerte Ausführungen über „Frauenarbeit und Volksgesundheit". Er erwähnte u. a. die Rückwirkungen der Rationalisierung auf die Frau. Die überwiegende Ansicht der Industrie gehe dahin, die ungünstigste und schlechtbezahlteste Arbeit der Frau zu übergeben. Darin liege die Ursache der sozialen und wirtschaftlichen Not, die wieder die Quelle gesundheitlicher Schäden seien. Nach der Statistik der Berliner Allgemeinen Ortskrankenkasse seien die Erkrankungsziffern der erwerbstätigen Frauen um 22,5 Prozent größer als der Männer. Die mittlere Krankheitsdauer liege bei den Frauen fast dreimal so hoch als bei den Männern. Die Zahl der Erkrankungsfälle wäre bei den erwerbstätigen Frauen fünf- bis achtmal so hoch als bei den nichterwerbstätigen. Die Ursachen wären offensichtlich, wenn man bedenkt, daß 40 Prozent der gewerblich tätigen Frauen verheiratet sind. Durch die starke körperliche und seelische Belastung der Frauen mit Hauswirtschaft, Kindererziehung und Gelderwerb trete eine gefährliche Senkung der Geburtenziffer ein. Daher sei die gewerbehygienische Frauenfrage nicht eine Sonderfrage der Wohlfahrtspflege, sondern darüber hinaus eine Schicksalsfrage unseres Volkes.

Frau Regierungsgewerberat Dr. Krüger wies an Hand von Einzelbeispielen auf die besonderen Schwierigkeiten der Frauenarbeit im Betriebe hin, wie sie sich dem Gewerbeaufsichtsbeamten und besonders dem in der Gewerbeaufsicht tätigen Arzt darstellten. Eine Lücke in den sozialpolitischen Gesetzen wäre, daß es keinen Schutz gegen Uebermüdung und Ueberanstrengung gäbe. Das erschwere die Tätigkeit der Gewerbeaufsicht. Die Arbeit am Webstuhl verlange oft ein Herüberstrecken des Körpers in einer Reichweite von 1,60 Meter. Die Textilarbeiterin, die einen Salfaktor bedient, muß ständig hin- und herlaufen und legt dabei in einer neunstündigen Arbeitszeit eine Wegstrecke von 23 Kilometern zurück. Diese Tatsachen werden im allgemeinen viel zu wenig beachtet. Erhebungen haben ergeben, daß Frauen über 40 Jahren für viele Arbeiten nicht mehr verwendet werden können, weil ihre Kräfte schon verbraucht sind. Die weiten Wege, die zwischen Wohnung und Arbeitsstätte liegen, müßten berücksichtigt werden. In einem Textilbetrieb in Krimmitschau mit 4000 Arbeiterinnen, von denen 2000 verheiratete Frauen sind, benötigten 29 Prozent täglich eine Stunde von und zur Arbeitsstätte, 13 Prozent seien drei bis vier Stunden täglich unterwegs. Durch die Summierung von Pflichten, die eine Frau zu übernehmen hat, treten Ueberm...erscheinungen auf, die sich darin äußern, daß die Arbeitskraft der Frau früher abnimmt als die des Mannes, und daß sie zeitiger verbraucht und verblüht ist, als die in anderer Tätigkeit stehenden Frauen. Damit sei eine ausreichende Begründung gegeben, für die Frauen ausreichende Schutzmaßnahmen, insbesondere für die Mutter und schwangere Frau, zu schaffen. Zu fordern sei vor allem, in der Arbeit dafür zu sorgen, daß überall Sitzgelegenheit vorhanden wäre und die Fabrikräume mit hygienischen Einrichtungen besser ausgestattet würden. In der Textilindustrie seien schon Untersuchungen über die Lage der Arbeiterinnen gemacht worden. Diese Untersuchungen müßten auf andere Industrien Metallindustrie Tabakgewerbe usw. ausgedehnt werden. Neben der wirtschaftlichen und sozialen Lage müßte die seelische und körperliche Einstellung untersucht werden.

Dr. Küfter-Leipzig sprach über „Frauenarbeit und Schwangerschaft". Er erklärte die Einführung eines Schwangerenschutzes vom ärztlichen Standpunkt aus für wünschenswert, glaubt dann aber die Warnung aussprechen zu müssen, daß Arbeitsentlastung während der Schwangerschaft der Frauen, da sie sich dann allzu oft als Patientin fühlen und überhaupt keine Beschäftigung ausüben, zu größeren Nachteilen führen würde.

Diese Befürchtungen dürften bei den erwerbstätigen Frauen nicht zutreffen, da die Hausarbeit und die Familienverpflichtungen schon für genügend Betätigung Sorge trage. Herr Dr. Teleky gab dann wertvollen Aufschluß über eine Erhebung im Rheinland. Von 2300 Fabrikarbeiterinnen hätten 50 Prozent die Wochen vor der Entbindung die Arbeit eingestellt, 18 Prozent aber bis unmittelbar vor der Niederkunft im Betriebe gearbeitet. Die Ursache liege in den meisten Fällen darin, daß bei erhöhten Ausgaben die Einnahmen durch den Lohnausfall geringer seien, da nur etwa 50 Prozent des bisherigen Verdienstes an Wochengeld bezahlt werden. Wenn die Wochenunterstützung weiter ausgebaut würde, dann könnten die Frauen längere Zeit zu Hause bleiben. Die Ausführungen des Leiters des Instituts für Frauenkunde und der Frauenklinik „Cecilienhaus", Dr. Liepmanns: „Frauenarbeit und Bevölkerungspolitik" standen damit in engem Zusammenhang. Keine verheiratete Frau gehöre in die Fabrik. Alle Frauen müßten in die Lage versetzt werden, in der Zeit der Schwangerschaft sich der Arbeitsruhe hingeben zu können.

„Arbeit und Sport" war der Verhandlungsgegenstand des zweiten Tages. Vom Standpunkt des Sportarztes behandelte Dr. Mallwitz, Ministerialrat im preußischen Wohlfahrtsministerium, dieses Thema. Dr. Klinge von der Hochschule für Leibesübungen gab eine ausgezeichnete Begründung zur pädagogischen Seite des Sportes. Auch für die Arbeitnehmerschaft müßte Sport eine erhöhte Bedeutung bekommen. Vielfach zwingen Arbeitsverrichtungen den berufstätigen Menschen zur ganz bestimmten einseitigen Körperhaltung oder auch zum einseitigen Gebrauch einzelner Körperteile. Hier einen Ausgleich zu schaffen, ...namentlich für den jugendlichen, unausgereiften Organismus und für den Organismus der berufstätigen Frau, eine Notwendigkeit. Wenn man vom pädagogischen und gesundheitlichen Wert ausgehe, erscheine die Arbeitspause als Sportpause, Gymnastikpause in den Betrieben begründet. Bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern müßte für diese Fragen mehr Verständnis geweckt werden.

—⊡—

Faulenzen — etwas Lobenswertes!

Von Ilse Steffens, Leipzig.

Bitte, liebe Leserin, es ist nicht gar so schlimm, wie du meinst, also: Wenn wir einmal ein wenig nachdenken darüber, was eigentlich der Grund ist, daß eine Reise uns Erholung schafft, wenn wir Punkt für Punkt durchgehen, worin das Geheimnis liegt, daß wir mit neuen Kräften, neuer Schaffensfreude zurückkehren, so werden wir das gemeinhin mit Ruhe bezeichnen. Die Zerstreuung als solche ist es nämlich nicht, auch nicht so sehr die Umstellung, die ja bekanntlich den Nerven auch sehr zutunlich sein soll; viel eher wären es noch die Eindrücke der Natur, aber das ist auch sehr individuell; schließlich ist es von alledem etwas, aber die sogenannte Ruhe wird den Hauptanteil hierbei ausmachen. Ruhe ist ein recht dehnbarer Begriff. Und die „Ruhe", die wir von der Reisezeit her kennen, ist von besonderer Art; wir tun viel richtiger, sie beim richtigen Namen zu nennen: Das Faulenzen ist es, was uns einmal so gut tut, und — so nötig ist, wenigstens dem Großstädter. Dieses Bewußtsein: Du mußt um 7 Uhr nicht das, und um 13 Uhr nicht jenes tun, und zehn Minuten später schon da, und eine Stunde darauf dort sein. Einmal nicht mit der Zeit geizen müssen, sondern sich sagen dürfen, ohne sich Skrupeln machen zu müssen: So, jetzt setze ich mal aus mit — ja, mit allem! Jetzt tue ich mal nichts anderes als — um den wundervollen, aber hier sehr treffenden Ausdruck zu gebrauchen, am zu „bösen".

Haben wir es nicht alle erlebt, daß wir in den Ferien tatsächlich zu — bequem sind, eine Ansichtskarte zu schreiben? Gewiß, wir kommen nicht drum herum, aber es bedeutet gewissermaßen eine Arbeit, eine Anstrengung für uns! Wir sind so aufs „Feiern" eingestellt, daß wir alles, was einer Arbeit überhaupt nur entfernt gleichkäme, aufschieben bis zu unserer Rückkehr, trotzdem wir uns bei unserer Abreise fest vorgenommen hatten, diese Arbeit zu schaffen und trotzdem wir uns hundertmal sagen, daheim kommst du ja doch nicht dazu, da gibts ja tausend andere Dinge, die auf dich warten.

Wir sollten dieses regelrechte Faulenzen tatsächlich — bis zu einem gewissen Grade — beibehalten daheim; wir sollten es mit hinübernehmen in diz Unruhe unserer Werktage. Wir sollten es — pflegen, d. h., es so gründlich, so ernsthaft, so regelmäßig, so egoistisch betreiben und durchführen, als wären wir noch weit fort. Es tut unseren Nerven gut und mehr, unsere Nerven würden um Vieles gesünder, hätten wir die Energie, danach zu leben. Eine Viertel- eine halbe Stunde zur rechten Zeit — denn darauf kommt es sehr an! Nicht, wenn wir gerade „Zeit haben", umgekehrt, wenn wir vor Arbeit, geistiger oder körperlicher, nicht wissen, was zuerst beginnen, dann ist der rechte Augenblick gekommen, dann sollten wir plötzlich ausspannen! Alles ausschalten, was dieses „Dösen" beeinträchtigen oder gar unmöglich machen könnte; und man kann das erlernen. Wer diese Gewohnheit einmal erprobt, der wird auch Mittel und Wege finden, sie zu einer dauernden zu machen. Jene scheinbar versäumte Zeit wird stets wieder eingeholt! Also — auf zum Faulenzen, liebe Hausfrau, denn keiner hat es so bitter nötig wie du!

—⊡—

Das einzige Kind

Wie oft begegnet man ihm heute, dem altklugen, frühreifen Einzigen! Unter andern Kindern, unter Schulkameraden oft unverträglich, weil es keine Uebung hat sich anzupassen und daheim alles auf seine selbstsüchtigen Wünsche eingestellt ist; voll Ecken und Kanten, die kein Bruder, keine Schwester abschleifen; oder auch schüchtern und befangen, verängstigt fast durch eine übertriebene um dieses Einzige bangende Umgebung steht dieses Kind im Leben in körperlicher Beziehung mehr als gut verloren und doch gegenüber anderen Kindern schwer benachteiligt. Schon das Verantwortungsgefühl, das sich in einem größeren Kinderkreis ganz von selbst entwickelt, bleibt ihm fremd. Keine festen Pflichten binden das Einzige an hilfsbedürftige kleine Geschwister. Es lernt nicht teilen und das Gemeinschaftsgefühl, dessen beglückendste Frucht Selbstlosigkeit ist, kann es bestenfalls an fremden Kindern kennen lernen, falls nicht diese allgemeinen menschlichen Züge eben auch im Verkehr mit Erwachsenen geübt werden müssen, wie man das häufig bei seinem Helferwillen und bei seiner Gebefreudigkeit beobachten kann.

Aber gerade in dem ununterbrochenen Verkehr mit Erwachsenen liegt die größte Benachteiligung des Einzigen. Naturgemäß beschäftigen diese sich dauernd mit dem Kinde; es ist ja keine andere Ablenkung da. Und so macht es wohl geistig fabelhafte Fortschritte und wird der Stolz der Eltern, die glauben, ihre beiderseitigen Fähigkeiten in diesem Einzigen vereint zu sehen. Aber es bleibt nicht mehr Kind und fühlt sich, einmal unter solche gebracht, fremd und hilflos unter ihnen. „Mutter, wie macht man denn das, ausgelassen zu sein?" fragte solch ein armes Vierjähriges, als es die natürliche Lebensfreude und Heiterkeit seiner Altersgenossen sah. Und der Mutter, die geglaubt hatte, mit ihrer zärtlichen Liebe, mit dem Erfüllen jedes Kinderwunsches, mit ihrer Nachgiebigkeit ihrem Kinde vollen Ersatz gegeben zu haben, ging ein weher Schmerz durch die Seele. Daß er nervöser war als andere Kinder, hatte sie schon gemerkt. Auch seine eigenwilligen Unarten traten stärker hervor als die der Nachbarskinder. Aber daß es darbte, darbte um einer Stunde flüchtigen Genusses, das kam ihr in seiner ganzen Tragweite erst bei dieser Frage zum Bewußtsein und eine wehe Bitterkeit stieg in ihr auf gegen die Schuld ihres Mannes, der ihr Kind um Geschwister und damit um ein volles Lebensglück gebracht hatte. — Ist es angesichts solch ungewollter Kindereinsamkeit und ihrer ergreifenden Not nicht Sünde, absichtlich einem Kinde die Geschwister zu versagen und es um sein schönstes Kinderglück und um wertvolle Lebenskräfte zu betrügen aus Selbstsucht?

—⊡—

Wie lange sollen Kinder gehorchen?

Von Margret Behm-Wienen.

Eigentlich eine Gewissensfrage. Ich höre die verschiedensten Antworten darauf: „Das muß jedem Elternpaar überlassen bleiben" . . „Darüber läßt sich keine Norm aufstellen" . . . „Kinder ge—hor—chen?? Heutzutage noch? Ist das nicht veraltete Ansicht?"

Wenn es wirklich Eltern gibt, die diese letztere Antwort als geltend hinstellen, nun, so sei es; für sie sind diese Zeilen nicht geschrieben. Sie werden auch einen sehr geringen Prozentsatz aller Eltern und Erzieher ausmachen.

Der Begriff Gehorsam ist ein wenig dehnbar und wird mit dem Heranwachsen der Kinder unbewußt aber ständig eine Veränderung erfahren. Mit dem Jchbewußtsein beim kleinen Kinde beginnt die eigentliche Zeit, wo es überhaupt einmal lernt, zu gehorchen, sich dem Willen der Großen zu unterstellen. Und da von eigener Erfahrung, von eigenem Urteil bei einem so jungen Menschenkind noch keine Rede sein kann, so könnte man hier von einem blinden Gehorsam sprechen. Wir würden vergeblich versuchen, einem zweijährigen Kinde klarzumachen, warum es nicht dauernd ein Spielzeug auf die Erde werfen soll, sondern werden ihm unseren Willen resp. unser Verbot nur mit dem Hilfsmittel eines Klapses oder des Drohens mit dem Finger begreiflich machen können. Das Kind gehorcht also in diesem Alter noch mechanisch, ohne sich darüber klar zu sein, warum es gehorcht, gewissermaßen also aus Zwang.

Mit dem zunehmenden Alter lernt es einsehen, daß die Erfahrung der Eltern dazu berechtigt, manchmal seine eigenen Wünsche, sein eigenes Fürguthalten als Torheit anzusehen.

Später kommen dann die berühmten — Flegeljahre; die Zeit, wo sich ein unbewußter, eigener Wille gegen das „Du mußt" oder „Du darfst nicht" aufbäumt. Das ist vielleicht die kritischste Zeit für beide Teile, Eltern und Kinder. Das Kind glaubt sich der Elternhand entwachsen, glaubt ein eigenes Urteil zu haben, eine eigene Verantwortung und lehnt sich mehr oder weniger — je nach Temperament — gegen fremde Zurechtweisung auf. Es ist manchmal nicht leicht, in dieser schwierigen Zeit wenigstens bei einem komplizierten veranlagten Kinde, keine Kluft aufkommen zu lassen. Der Erzieher wird dort genau abwägen müssen zwischen einem „zu streng" und einem „zu nachgiebig".

Ersteres würde alles Vertrauen untergraben, letzteres — unter Umständen, wenn es sich etwa um ein haltloses Kind handelt — unabsehbare Folgen für die Zukunft zeitigen.

In dieser kritischen Zeit ist es noch immer sehr notwendig, den Sinn des Gehorchenmüssens dem Kinde in Erinnerung zu bringen, um zu vermeiden, daß es in ihm einen Zwang sieht.

Wieder später, wenn diese Jahre überstanden sind, wird man von einem Gehorchen im eigentlichen Sinne kaum sprechen können. Elternwille und Kindeswille gleichen sich mehr und mehr an, kommen sich entgegen. Wo es nicht der Fall sein sollte, da hängt es von der Erziehung ab, wer in diesem Falle die Oberhand behält, und — traurig für Eltern und Kinder, wenn letzteren das gelingen sollte.

Man behauptet immer, die Gegenwart mit ihrer Umwertung und Umstellung hat vielen Eltern jedes Recht über die Kinder genommen; sie hängen geldlich oft von ihnen ab und müssen aus diesem Grunde sich in alles fügen.

Wenn es so wäre, dann stünde es schlimm um unsere Jugend! Aber es ist nicht so, oder doch nur du, wo irgendwann mal ein Fehler in der Erziehung geschehen ist und wo — auch ohne diese geldliche Frage — ein falsches, ungesundes Verhältnis sich herangebildet hätte zwischen Kind und Eltern. Es gibt verheiratete Frauen auch verheiratete Männer, die sich nicht schämen, immer noch einmal gelegentlich einen Rat von ihren noch lebenden Eltern anzunehmen, in der Erkenntnis, daß letztere doch wohl eine tiefergehende Lebenserfahrung haben als sie selbst.

Es fällt alles dies unter den Begriff „Gehorsam", auch wenn es sich in eine nicht leicht erkennbare Form kleidet. Und letzteres ist vielleicht geeignet, das Gehorchen als solches leichter zu machen. Verständige Eltern werden, sobald die eigentlichen Kinderjahre überschritten sind und sobald es sich um normal veranlagte Kinder handelt, immer diese Form zu finden wissen, die niemals im Kinde den Gedanken aufkommen läßt, „Ich habe mich zu fügen, weil der andere Teil die Macht über mich hat." Je besser dies den Eltern gelingt, um so länger wird die Zeit währen, wo ihre Kinder sich — unbewußt — ihrem Willen einfügen.

—⊡—

Die vier Ehen der Lady Douglas

Ein interessanter Scheidungsprozeß. — Flitterwochen zu 1 Million Dollar die Stunde. — Versucht sie's nochmals?

Von Hans Felix Rocholl.

Als Tochter eines reichen holländischen Diamantenhändlers, die auch von mütterlicher Seite schon als Kind ein enormes Vermögen geerbt hatte, galt Georgina Leonore Mosselmans seit langem als eine der reichsten Frauen — wenn nicht als die reichste Frau Europas, deren Vermögen auf etwa 250 Millionen Mark geschätzt wurde. Sie war noch keine Zwanzig, als sie den Hauptmann in der englischen Armee George Barnard heiratete. Doch fiel die Ehe außerordentlich unglücklich aus, und schon nach kurzer Zeit wurde das junge Paar wieder geschieden.

Leonore hatte sich erst wenige Monate ihrer wiedergewonnenen Freiheit erfreut, als sie auf einem Empfang in ihrem prächtigen Hause in Mayfair die Bekanntschaft von Lord Sholto Douglas machte, der aus einer der ältesten englischen Familien stammte. Aber völlig verarmt, hatte er ein recht abenteuerliches Leben geführt, in den Vereinigten Staaten als Agent, Händler, Farmaufseher sein Brot verdient und dann eine Varietétänzerin geheiratet, die ihm aber, als das Paar nach England zurückkehrte,